

Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **14 (2007)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Literatur zum Thema

Comptes rendus thématiques

Bruce Mazlish, Akira Iriye (Hg.) **The Global History Reader**

Routledge, New York, London 2005, 302 S., £ 19,94

Ob *world history*, *big history*, *global history* oder *new global history* – beinahe unbemerkt von der deutschen Geschichtswissenschaft sind in der englischsprachigen Welt seit 1990 eine ganze Reihe neuer Ansätze entwickelt und erprobt worden, wie Globalgeschichte heute auf eine wissenschaftlich sinnvolle Weise konzipiert werden kann. In deren Mittelpunkt stehen die kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Interaktionen, die menschliche Gesellschaften über lange Distanzen miteinander verbinden, insbesondere die sich seit 1492 verdichtenden interkontinentalen Netzwerke von Menschen, Waren, Kapital, Ideen und Informationen. Grundbedingung für diese Jahrhunderte alten Prozesse der Globalisierung, die von vielen Sozialwissenschaftlern häufig stillschweigend übergangen werden, war die durch technische Innovationen ermöglichte, sich immer mehr beschleunigende Raum-Zeit-Kompression. So betrachtet, macht es Sinn, für das lange Jahrhundert zwischen 1780 und 1910 von einem ersten Zeitalter der Globalisierung auszugehen, wie dies der in Cambridge lehrende Christopher A. Bayly kürzlich in einer Synthese vorgeschlagen hat. Die konkurrierenden Ansätze zu einer Globalgeschichte haben inzwischen eine ganze Reihe von Referenzwerken hervorgebracht und in den USA und der BRD erste Stufen akademischer Institutionalisierung durchlaufen. Den neuen globalhistorischen Ansätzen geht es wesentlich darum, eurozentrische Blickverengungen (wie «der Westen und

der Rest») zu überwinden und den transkulturellen Interaktions- und Austauschprozessen ihre Geschichte zurückzugeben. Globalgeschichte in diesem Sinn kennt westliche und aussereuropäische Akteure. Es handelt sich also nicht um ein Narrativ, das die alte Geschichte vom *Rise of the West* in neue Schläuche giessen will. Tatsächlich haben viele der Protagonisten der *global history* einen Hintergrund in afrikanischer und asiatischer Geschichte. Dass es sich bei diesen neuen globalgeschichtlichen Perspektiven um ein rasch expandierendes Forschungsfeld in der Geschichtswissenschaft handelt, zeigt sich nicht zuletzt an den in den USA seit 1993 erschienenen Einführungen zum Thema. Die Herausgeber des hier anzuzeigenden Readers von 29 Aufsätzen gehören zu den Pionieren der *new global history*. Bruce Mazlish ist mit Arbeiten zur Technikgeschichte bekannt geworden, Akira Iriye mit Studien zu den Beziehungen der USA zu Japan. Zwar wird in ihrer Einleitung nicht verschwiegen, dass die aktuellen Prozesse der Globalisierung weit in die Geschichte zurückreichen und es ganz verschiedene Möglichkeiten gibt, die Geschichte der Globalisierung zu periodisieren. Allerdings legen sich die beiden Herausgeber darauf fest, dass Globalisierung – historisch gesehen – ein ganz junges Phänomen sei. “In the simplest terms, new globalization, the privileged subject of study of new global history, emerged sometime in the period after the Second World War”. (7) Diese Vorentscheidung hat gravierende Konsequenzen für die Auswahl der Texte. Sie ist weitgehend bestimmt von den Debatten um die aktuellen Globalisierungsprozesse. Vieles,

was man thematisch erwartet, wird in den 14 Sektionen des Readers von zum Teil namhaften Autoren (wie Arjun Appadurai, Anthony Giddens und Saskia Sassen) auch solide abgehandelt: von der Informationsrevolution, den multinationalen Konzernen und den weltweiten Migrationen über den Massenkonsum, die Menschenrechte und die NGOs bis hin zum Terrorismus, SARS und zur Entstehung einer weltweiten Populärkultur. Trotz der teilweise nicht mehr ganz taufrischen Beiträge eignet sich der Band als Einstiegslektüre für Leute, die sich schnell über die heutige Weltgesellschaft informieren wollen. Dies gelingt dem Reader ganz gut. Allerdings kommen darin nicht nur die Schattenseiten der Globalisierungsprozesse (wie die sich abzeichnende Umweltkatastrophe, das zunehmende Gefälle im Energieverbrauch, die neuen Formen kollektiver Gewalt und die neoimperiale Politik der USA) viel zu kurz, sondern auch deren historische Dimensionen. Nicht befriedigen vermag überdies, dass die meisten Beiträge aus einer westlichen Zentralperspektive geschrieben sind und die Verlierer der Globalisierung nicht angemessen berücksichtigt werden. All diese Einwände deuten darauf hin, dass die *new global history* noch keine wirklich gefestigten konzeptionellen Grundlagen besitzt und in vielerlei Beziehung auch thematisch erst am Anfang steht.

Aram Mattioli (Luzern)

Christopher A. Bayly
Die Geburt der modernen Welt
Eine Globalgeschichte 1780–1914

Campus, Frankfurt a. M. 2006, 650 S., € 59,90

«In diesem Buch wird die These aufgestellt, dass alle lokalen, nationalen und regionalen Geschichten in wichtiger Hinsicht Globalgeschichten sein müs-

sen», schreibt Christopher A. Bayly in der Einleitung seiner imposanten Globalgeschichte des langen 19. Jahrhunderts, die 2004 auf Englisch erschien und seit 2006 in deutscher Übersetzung vorliegt. Die folgenden rund 600 Seiten illustrieren die These: die politischen Revolutionen, der wirtschaftliche Take-off und die Ideologien der Zeitspanne von 1780–1914 erscheinen in einem anderen Licht, wenn sie in ihren Wechselwirkungen, über räumliche und sachliche Grenzen hinweg, betrachtet werden. Bayly ist Professor für *Imperial and Naval History* in Cambridge, ein Indien-spezialist, der die Interaktionen historischer Phänomene aus der Innenansicht des British Empire kennt. In seinem dichten und anregenden Werk weitet er die Imperialgeschichte aus zu einer Weltgeschichte, die sich mit den «grossen Erzählungen» auseinandersetzt und zugleich die neuere Kulturgeschichte einbezieht.

Baylys Ansatz ist umfassend: räumlich denkt der Autor die Welt von verschiedenen, nicht nur europäischen oder nordamerikanischen Zentren aus; thematisch bezieht er das ganze Programm von Politik, Wirtschaft und Kultur mit ein, ohne einer einzigen «Triebkraft» den Vorrang einräumen zu wollen. Viel wird vorausgesetzt, viel nur in aller Knappheit angesprochen. (Liegt es an der Kürze oder an der Übersetzung, dass Goethe zum Nationalisten wird?) Doch Bayly versteht sein Werk weniger als Geschichte der Weltereignisse – auch als Einführung oder Handbuch ist es nicht geeignet –, sondern vor allem als Reflexion über Wandel und Kontinuitäten im Zeitalter der beginnenden Moderne. Denn stets greift er Momente und Deutungsmuster heraus, welche Zeitgenossen und Historiker mit dem 19. Jahrhundert verbunden haben, und durchleuchtet sie vom globalen Standpunkt aus. Von Kapitel zu Kapitel (insgesamt gibt es deren 13) setzt sich so ein Bild zusammen, das viele Vorstellungen über die Entstehung

der modernen Welt korrigiert oder neu einfärbt.

So ist die Moderne nach Bayly nicht in Europa geboren. Die Französische Revolution und die Industrielle Revolution Englands zum Beispiel werden aus global-geschichtlicher Perspektive stark relativiert. Wichtiger als die Industrielle Revolution waren nach Bayly die «Revolutionen des Fleisses» (Jan de Vries), durch die bereits im 18. Jahrhundert in den meisten grösseren Wirtschaftsräumen Produktionsmethoden verbessert, Austauschbeziehungen intensiviert und neue Nachfragen hervorgerufen worden seien, in Europa und den amerikanischen Kolonien etwa nach den tropischen Produkten Tabak, Kaffee, Zucker und Tee. Zudem betrachtet Bayly die Zeitspanne von 1780–1820 als eine der «konvergierenden Revolutionen» – die Französische Revolution ist nur eine unter anderen. Kriege in Nord- und Südamerika sowie in Asien hätten die Krise der alten Herrschaftssysteme in Europa verstärkt, deren Nachwirkungen sich wiederum rund um den Globus ausgewirkt – Napoleon zufolge ging die Schlacht von Waterloo in Indien verloren. Kurzum: Baylys Moderne beginnt nicht an einem bestimmten Ort oder mit einem ausgezeichneten Ereignis, sondern ist polyzentrisch und multikausal.

Ferner ist Bayly zufolge das 19. Jahrhundert kein Zeitalter der relativen Ruhe zwischen den Revolutionen von 1789 und 1917, sondern eines der Umwälzungen und blutigen Tumulte. So kämen die europäischen Revolutionen von 1848 in ihrer Summe den Ereignissen der Französischen Revolution oder der Russischen Revolution gleich, obwohl sie schliesslich niedergeschlagen wurden. Auch gehören die Aufstände in Asien im darauffolgenden Jahrzehnt mit ihren Millionen von Toten zu den zerstörerischsten Bürgerkriegen überhaupt. Sowohl der Taiping-Aufstand in China gegen die Mandschu-Dynastie der Qing sowie der indische Aufstand

gegen die britische Oberherrschaft waren, wie Bayly herausstreicht, mit dem westlichen Vordringen nach Asien verknüpft: der Taiping-Führer Hong Xuiquan zum Beispiel erklärte sich zum Bruder von Jesus Christus und mischte Bibelstellen in seine chiliastische Lehre, der indische Aufstand dagegen richtete sich unter anderem gegen Christen als eine privilegierte, von der fremden Obrigkeit bevorzugte Gruppe. Der amerikanische Bürgerkrieg schliesslich habe, so Bayly, «Schockwellen um die ganze Welt» gesandt, die sich auf die meisten *cash crops* produzierenden Regionen ausgewirkt hätten, direkt zum Beispiel auf Ägypten und Indien.

Zu den denkwürdigen Kapiteln des Buches gehört dasjenige über die «triumphale Wiedergeburt und Ausbreitung» der grossen Weltreligionen. Kritische Zeitgenossen stellten ihr Zeitalter oft als eines der Gottlosigkeit oder des säkularen Denkens dar, und viele Historiker sind ihnen bis in die 1980er-Jahre in diesem Urteil gefolgt. Bayly dagegen stützt sich auf neuere Forschungen, die in verschiedenen Gesellschaften einen gegenteiligen Trend ausgemacht haben: Nach 1815 hätten sich viele religiöse Organisationen, oft nach «taktischen» Rückzügen aus Staat und Politik, neu formiert, ihre Verwaltungs- und Ausbildungseinrichtungen rationalisiert und ihren Einfluss ausgedehnt. Fast überall auf der Welt hätten die grossen Religionen geografisch und «nach unten», das heisst in die Gesellschaft und in die Familien hinein, expandiert und versucht, die Vielfalt von Ritualen und Glaubenspraktiken, von denen es in früheren Zeiten «angeblicher Religiosität» nur so gewimmelt habe, «in sich aufzunehmen und zu disziplinieren». Wie Bayly zeigt, war die religiöse Wiedererweckung ein weltweites Phänomen, zum Teil eine Reaktion auf die aggressive christliche Missionierung im Zeitalter der europäischen Weltreiche. Doch auch die christlichen

Denominationen veränderten sich aufgrund ihrer Propagandakriege, wie etwa die Armenmissionen in Europa zeigen, die zum Teil in Afrika, Asien oder im Pazifik entwickelte Predigt- und Publikationsformen aufnahmen.

Ein Faden, der sich durch das Buch zieht, ist die Betonung der Ambivalenz historischer Entwicklungen, genauer: der gleichzeitig wachsenden Uniformität und Komplexität. Am offensichtlichsten zeige sich die globale «Uniformisierung» im Trend zu einheitlicher Kleidung: Um 1780 präsentierten sich die mächtigen Männer der Welt ihren Untergebenen in Mandarinenroben, Gehröcken oder, im Pazifik etwa oder in Teilen Afrikas, in ritueller Nacktheit. Das änderte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts. Um 1914 trug ein grosser Teil der Männer des öffentlichen Lebens Kleidung westlichen Stils: Porträts zeigen zum Beispiel Maori-Häuptlinge mit weisser Fliege, chinesische Nationalisten im schwarzen Cutaway und indianische Chiefs mit Zylinder. In diesen kultur-anthropologisch inspirierten Passagen zur Körperpraxis wird besonders deutlich, was Bayly meint, wenn er von der Notwendigkeit des globalgeschichtlichen Ansatzes spricht.

Doch auch Herrschafts- und Wirtschaftsformen, Religionen und Ideologien seien sich im 19. Jahrhundert überall auf der Welt ähnlicher geworden: Unterschiedliche politische Gebilde wurden zu Nationalstaaten; die Agrarwirtschaft richtete sich immer stärker auf den Export aus und nach der Erfindung des Telegrafen begannen sich die Preise weltweit anzugleichen; Religionen «neuen Stils» formierten sich im Wettstreit und doch auf ähnliche Weise um Lehren in Buchform – selbst den Hinduismus habe man nun in den Bücherschrank stellen können. Zugleich aber habe sich überall das Bewusstsein um die Differenz verschärft – zu anderen Nationen oder Glaubensrichtun-

gen etwa. Auch innerhalb einer Religion oder der Grenzen eines Staates sei die Komplexität gewachsen. Während 1780 die meisten Gesellschaften von Adligen, Geistlichen oder klassisch ausgebildeten Juristen regiert worden seien, habe es 1914 fast überall spezialisierte Verwalter gegeben. Alle Länder hätten zudem eine bestimmte Form des Zensus eingeführt und die meisten hätten versucht, direkte Einkommenssteuern zu erheben. Umgekehrt hätten nun aber auch die Menschen vom Staat eine Gegenleistung über Schutz und Ehre hinaus verlangt, so etwa Massnahmen im Fall von Hungersnöten oder die Sicherung eines landesweiten Bildungssystems.

Bei aller Polyzentrik geht Bayly aber nicht so weit, die wirtschaftliche und politische Führungsrolle des Westens, genauer Nordwesteuropas und Nordamerikas, abzustreiten. Er erklärt den «Vorsprung» des Westens nicht mit dem Niedergang oder Verfall der «restlichen Welt», sondern mit einer Kombination von Gründen, unter anderem der Staatenkonkurrenz, der Handelsorganisation, dem enormen (kolonialisierten) Hinterland und dem Schutz des Eigentums. Ein Motiv aber sticht immer wieder hervor, nämlich die einzigartige Überlegenheit des Westens im Krieg.

«Die Geburt der modernen Welt» ist kein Buch der einfachen Thesen. Seine Stärke liegt vielmehr darin, aus globaler, immer wieder die Blickrichtung wechselnder Betrachtung vertraute Bilder zu relativieren – insbesondere diejenigen, die sich um Europa als Ausgangspunkt einer Entwicklung zum Besseren oder Fortschrittlicheren drehen. Globalgeschichte aber sei ein Muss. Wer Bayly liest, wird wohl kaum noch widersprechen. Sein Buch zeigt weltweite Interaktionen auf, ohne Unterschiede einzuebnen, und es korrigiert verbreitete (oftmals eurozentrische) Auffassungen über das Gewicht bestimmter

Entwicklungen von der Industrialisierung bis zum Imperialismus, ohne vereinfachende Gegenmodelle hochzuhalten.

Caroline Schnyder (Bern)

Sebastian Conrad
Globalisierung und Nation
im Deutschen Kaiserreich

C. H. Beck, München 2006, 445 S., € 39,90

«Das 19. Jahrhundert gilt als das Jahrhundert des Nationalstaates». Mit diesen Worten leitet der in Florenz lehrende Historiker Sebastian Conrad seine Studie ein, um in den darauffolgenden Ausführungen sogleich zur wesentlichen Frage seiner Untersuchung überzuleiten: wie Vorstellungen von der Dominanz nationalstaatlicher Perspektiven mit der Formierung einer globalisierten Welt in Einklang zu bringen sind. Nationalisierung und Globalisierung, so die These des Autors, versteht er nicht als zwei Etappen einer konsekutiven Entwicklung, sondern als sich gegenseitig bedingende Prozesse. Damit verfolgt er eine Perspektive, die dem Einbezug der regionalen und globalen Vernetzungen nationaler Gesellschaften als weitere Ebenen der historischen Analyse gerecht wird.

Conrad betritt geradezu vorsichtig das Feld seiner Thesen und Annahmen: Eine davon ist die Erkenntnis, dass eine transnationale Perspektive nicht zwingendermassen mit einem globalen Analyserahmen einhergehe. Vielmehr kam im deutschen Kaiserreich – und dies gilt auch noch für die wilhelminischen Phase – den Verflechtungen und Beziehungen innerhalb Europas in vielen Bereichen weit mehr Bedeutung zu als den aussereuropäischen Dimensionen. Dennoch: Die aussereuropäischen Dimensionen der deutschen Geschichte in den Vordergrund zu stellen, versteht er als einen Beitrag zur Historiografie, die bisher vorwiegend auf die Be-

ziehungen der deutschen Nation *innerhalb* Europas fokussierte. Hierin liegt zugleich das Neuartige seiner Untersuchung: Mit Hilfe komparativer und transfergeschichtlicher Ansätze wird ein Bild des deutschen Kaiserreichs um 1900 entworfen, das aussereuropäische Schauplätze mit einbezieht und die Effekte der Globalisierung auf den deutschen Nationalismus analysiert.

Den Wandel von Nationverständnis und Nationalismus in der wilhelminischen Epoche als Effekt globaler Vernetzungen zeigt Conrad am Beispiel der Debatten über die «Mobilität von Arbeit» auf. Der Übergang zu einer Massenmobilität stellte im 19. Jahrhundert im Zusammenhang mit der globalen Ausbreitung kapitalistischer Produktionsweisen, den rapiden Veränderungen von Verkehrsmitteln und Informationstechnologien zweifelsohne die augenfälligste Manifestation der Globalisierung dar. Ebenso kann das 19. Jahrhundert, so Conrad, mit der allmählichen Aufwertung und der tief greifenden Veränderung der Erwerbsarbeit im Zuge der Industrialisierung wie auch mit der zunehmenden Verknüpfung von sozialer Zugehörigkeit und Arbeit als das «Jahrhundert der Arbeit» verstanden werden. Die transnationale Verflechtung der Arbeit und der Topos der «Deutschen Arbeit» waren synchrone Prozesse – ein ständiges Spannungsfeld von universalem Anspruch und Partikularität.

In den vier empirisch ausgerichteten Kapiteln werden transnationale Perspektiven auf ein breites Spektrum unterschiedlicher Schauplätze geöffnet. Im Kapitel der «Erziehung zur Arbeit» in den überseeischen Kolonien (Ostafrika) im Vergleich zu den Arbeiterkolonien im deutschen Reich (Ostwestfalen) stellt der Autor die Frage, inwiefern auch die wilhelminische Gesellschaft selbst von den Auswirkungen der kolonialen Erfahrungen geprägt worden sei. Die Anleihen bei den *postcolonial studies* werden hier – gerade in der Spurensuche der kolonialen Verflechtungen

und Rückwirkungen auf die deutsche Geschichte – besonders deutlich. Es lassen sich, so Conrad, deutliche Parallelen in den beiden Projekten der «bürgerlichen Kulturmission» erkennen: Arbeit als Instrument der kulturellen Hebung, um hier die «Faulheit der Neger», dort die «Arbeitsscheuen» zu «verfleissigen». Bedeutungsfelder überlagerten sich zuweilen in den Kolonien und Metropolen, Schlüsselmetaphern konnten jeweils Spuren beider scheinbar disparater Erziehungsprojekte transportieren.

Zu einem weiteren spannenden Kapitel gehört die Darstellung der chinesischen Arbeiter im Kontext einer weltumspannenden Arbeitspolitik, die – wenn auch nur am Rande – das deutsche Reich berührte. Dass bezüglich der Arbeitspolitik bereits global gedacht wurde, zeigt die Anwerbung chinesischer Arbeiter in Ländern wie den USA und Australien, aber auch die (fiktive und präventive) Diskussion im Reichstag und in der deutschen Öffentlichkeit. Zwar blieb die langjährige Debatte um die regierungsamtlich vermittelte Anwerbung von chinesischen Arbeitern letztendlich nur ein theoretisches Projekt. Aber es spiegelte sich darin die globale Zirkulation eines Vokabulars der Bedrohung, der Kontamination, der «gelben Gefahr», sprich: eines Bewusstseins für die vermeintliche «Gefährdung der zivilisatorischen Ordnung». Die Gefahr wurde auf unterschiedlichen Ebenen geortet: militärisch, ökonomisch, kulturell, demografisch. Die rassistisch-ethnisch und geschlechtlich aufgeladene Sprache der (absoluten) Differenz wie auch die Angst vor der «Rassenvermischung» erleichterte in manchen Ländern in unterschiedlicher Façon eine restriktive politische Einwanderungs- und Einbürgerungspraxis – in einer Zeit notabene, in der die tatsächlichen Verflechtungen und der Austausch durch die Arbeitsmigration im Anstieg begriffen waren. Conrad geht gar so weit zu behaupten, dass sich in

der nationalen Ausgrenzungsrhetorik des Kaiserreichs antijüdische und antichinesische Tropen überlagerten. Und die Ironie der Geschichte will es (so eine wunderbare Pointe des Kapitels), dass während des Ersten Weltkriegs circa 140'000 chinesische Arbeiter im Dienst der französischen und englischen Armee so nahe wie noch nie zuvor rückten und direkt an der deutschen Grenze zum Einsatz kamen.

In diesem Kapitel über die Mobilität der chinesischen Arbeiter bestätigt sich die These, welche die amerikanische Historikerin Donna Gabaccia vor einiger Zeit (siehe *traverse* 2005/1) zur Debatte gestellt hat: dass gerade die Massenmobilität die Intensität nationalistischer Bewegungen und den Prozess der Nationenbildung erklären helfen könnte. Zu einem ähnlichen Schluss kommt auch Conrad: Nicht *obwohl*, sondern gerade *weil* die Globalisierung mit ihren unterschiedlichen Facetten die diskursiven, ökonomischen und politischen Ordnungen der Nationen auf den Kopf gestellt habe, führte sie nicht zur Auflösung, sondern zur Festigung nationaler Grenzziehungen.

Neben weiteren Kapiteln, die sich der Einwanderung von Saisonarbeitern nach 1890 in Preussen, der Auswanderung der Deutschen nach Südamerika und dem Topos der «Deutschen Arbeit» widmen, gestaltet sich das konzis formulierte Abschlusskapitel als äusserst hilfreich. Darin werden die im Buch sehr dicht präsentierten Erkenntnisse nochmals gebündelt. Mit zu den anregendsten Erkenntnissen – dies sie hier deshalb eigens erwähnt – gehört die Weiterführung der Thesen der Historiker Charles Maier, Charles Bright und Michael Geyer von der Gleichzeitigkeit von Prozessen der De- und Reterritorialisierung. Die Frage nach den «Regimes der Territorialität» könnte nach Ansicht Conrads die Historiografie der Nation und des Nationalstaats in einigen wichtigen Punkten ergänzen. Das komplexe Verhält-

nis von Globalisierungsprozessen und der Veränderung der territorialen Manifestationen des Nationalen müsste auf unterschiedlichen Ebenen analysiert werden: Einerseits veränderte die Globalisierung des Nationalismus die «territoriale Imagination». Neben der Imagination veränderte aber andererseits vor allem die Ausbreitung «infrastruktureller Massnahmen» die nationalen Landschaften (Eisenbahnlinien, Kanalbauten, Häfen) – Prozesse, die auf das engste mit Mobilität, Weltwirtschaft und Weltpolitik verknüpft und oftmals Anlass von Kolonialkriegen waren. Zudem fanden der Hochimperialismus als zentrales Kennzeichen der Globalisierung um 1900 und die Restrukturierung der nationalen Ordnung unter «kolonialen Vorzeichen» statt – was wiederum nicht auf die Kolonialgebiete beschränkt blieb, sondern die Vorstellungen der Nation auch «zu Hause» zutiefst beeinflusste. Die Zunahme grenzüberschreitender Mobilität schliesslich hatte in zweifacher Weise Auswirkungen bezüglich der Reterritorialisierung der Nation. Erstens wurde Mobilität als «Invasion» begriffen, als eine «Penetration des Nationalen Raumes», auf das die Staatenwelt mit «Technologien der Fixierung» reagierten – Gesetze, Grenzeinrichtungen und neue Techniken der Identifizierung manifestierten diese «Tyrannei des Nationalen» (Gérard Noiriel). Zweitens spielte aber auch die Auswanderung eine wesentliche Rolle, bei der Diaspora-Gemeinschaften der Rekonzeptualisierung von Nationalität eine neue Bedeutung verliehen. Einige dieser Aspekte hat Conrad beispielhaft für die wilhelminische Epoche herausgearbeitet.

Zu den historischen Akteuren gehören in dieser Untersuchung keineswegs die Kolonisierten, was sich unweigerlich aus dem Entscheid ergibt, die Perspektive von Deutschland heraus zu entwickeln und die kolonisierten «Anderen» als Gegenstand deutscher Diskurse zu beleuchten.

Die Stärke des Buchs liegt in der meist überzeugenden Verknüpfung von Theorie mit der Empirie – was auf dem Gebiet der Globalgeschichte allzu oft noch ein Manko darstellt. Sehr eindrucksvoll löst Conrad ein, was der Historiker Thomas Bender kürzlich für die US-amerikanische Geschichte eingefordert hat: “We need a history that understands national history as itself being made in and by histories that are both larger and smaller than the nation’s.”

Barbara Lüthi (Basel)

David Armitage **The Declaration of Independence A Global History**

Harvard University Press, Cambridge 2007, 300 S.,
£ 10,90

Der Autor des Buches *The Declaration of Independence* signalisiert im Untertitel eine programmatische Ambition: *A Global History*. David Armitage, Professor der Geschichte in Harvard, Spezialist für politische Ideengeschichte, nimmt sich vor, die amerikanische Unabhängigkeitserklärung als einen Text zu lesen, dessen Entstehung und Verbreitung sich als globalgeschichtliches Narrativ darstellen lassen. Das ist historiografisch und politisch ein gleichermassen riskantes Vorhaben. Wie löst Armitage seinen Anspruch ein? Welchen Gewinn verspricht die Lektüre des Buches für das Programm von *global history*?

Der Autor entwickelt sein Argument in vier Schritten. In der Einleitung entwirft er die Prämissen seiner Untersuchung. Gleich zu Beginn betont er, ein Zitat Jeffersons aufnehmend, den inhärenten potenziellen Wert der *Declaration* als globales Symbol. Damit stellt Armitage nicht die spezifische Bedeutung dieses politischen Grundtextes für die Geschichte der USA infrage, sondern hebt die in ihm angelegte

Universalität hervor. Diese erkennt er primär nicht – wie man erwarten könnte – in den berühmten Formulierungen des zweiten Abschnitts: “We hold these Truths to be self-evident, that all Men are created equal [...]” Vielmehr sei es ihre konkrete Funktion als Gründungsdokument der USA, das heisst als staatsbegründender Text, gewesen, der die *Declaration* zur weltweiten Zirkulation befähigt habe. Das belege die Vielzahl analoger Erklärungen, die nach ihrem Vorbild modelliert worden seien. Damit will Armitage die Gründungsgeschichte der USA nicht glorifizieren, sondern in den Kontext globaler sozialer und politischer Prozesse rücken. Dennoch steht für ihn die einzigartige und innovative Leistung der *Declaration* fest: Sie habe «die USA in die Welt eingeführt», und – für das Anliegen dieses Buches wichtig – eine neue Textgattung geschaffen und in Umlauf gebracht. (22) Die Besonderheit dieses «Genres» (13) besteht für Armitage darin, dass es drei unterschiedliche Elemente kombinierte: die Erklärung staatlicher Unabhängigkeit, eine Erklärung der Rechte und die Rhetorik eines Manifests. Dies erkläre, warum die *Declaration* zu einem globalen Textmodell geworden sei. (16)

Das in der Einleitung entworfene Vorhaben wird im Hauptteil des Buches ausgeführt, indem der Autor die *Declaration* einer dreifachen Lektüre unterzieht. Er liest sie als Text, der weniger von inneramerikanischen Debatten als von den Problemlagen im Konzert der europäischen Mächte und den dort aktuellen philosophischen und staatsrechtlichen Debatten geprägt ist. Dann untersucht er ihre Ausbreitung in diesen nichtamerikanischen Kontexten und stellt schliesslich dar, wie sich die *Declaration* von der Zeit und den Umständen ihrer Entstehung löste und zu einem global zirkulierenden Text wurde.

Zuerst zeigt Armitage, dass Aufbau und Text der *Declaration* den damaligen

Gepflogenheiten der Diplomatie entsprachen, in Inhalt und Sprache auf die Prinzipien und Verfahren der internationalen Politik Bezug nahmen. So reflektiert schon der Ausdruck *declaration*, ein Wort aus der Diplomatensprache, den Anspruch der Verfasser, sich als legitime Konfliktpartei zu etablieren. Auch die Rhetorik des Textes drückt ihr Bemühen aus, die – politisch unerlässliche – Anerkennung ihrer Ansprüche durch die europäischen Mächte zu erringen. Schliesslich verweist die Berufung auf metaphysische Werte wie «the Laws of Nature and the Nature of God» auf den universellen Rahmen, den die Verfasser der «Erklärung» geben wollten. Die *Declaration* erscheint in Armitages Lektüre als ein Text, der die politischen und philosophischen Diskurse der Zeit aufnahm und damit im Sinne von Armitages Argumentation als solcher, das heisst bereits vor seiner Verbreitung «globalisiert» war.

Kaum verabschiedet, verbreitete sich die *Declaration* mit bemerkenswerter Geschwindigkeit in Europa (auch im deutschen Sprachraum, dank einer im Oktober 1776 in Iselins «Ephemeriden» in Basel publizierten Übersetzung). In einem zweiten Analyseschritt verfolgt Armitage ihren Weg, und zwar weniger geografisch als ideen- und diskursgeschichtlich. So spielte die «Erklärung» eine wichtige Rolle in den völkerrechtlichen Debatten über die Anerkennung von Staaten. Die «Erklärung» habe den europäischen Mächten signalisiert, dass die Amerikaner deren Maximen von Staatlichkeit akzeptierten. So sei sie dem positiven Völkerrecht gleichsam «einverleibt» worden. (88) Ein anregender Abschnitt beschreibt, wie sogar die abolitionistische Kritik an der *Declaration* (welche die Sklaven bekanntlich ausschloss) ihre globale Bedeutung verstärkt habe. (95 f.)

Armitages dritter Argumentationsstrang besteht in einer mehr als zwei Jahrhunderte umspannenden Übersicht über

die Unabhängigkeitserklärungen, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts weltweit erlassen wurden. Er sichtet sie auf ihre Verwandtschaft mit der *Declaration* von 1776 hin, sucht nach den (zahlreichen) Entsprechungen und konstatiert vorhandene Differenzen. Geleitet wird seine Suche jedoch von dem Bemühen, den Einfluss der amerikanischen *Declaration* als weltweit wirkendes Vorbild und Modell für eine Vielzahl anderer Erklärungen nachzuweisen. Wertvoll ist in diesem Zusammenhang der Anhang des Buches mit einer chronologischen Liste von Unabhängigkeitserklärungen und dem Abdruck von zehn besonders interessanten Beispielen.

Wer die Entstehung der *Declaration* und ihre globale Rezeption in ihren ideen- und diskursgeschichtlichen, aber auch politischen Dimensionen verfolgen will, kommt in diesem kenntnisreichen Buch auf seine Rechnung. Der Autor beschreibt die erstaunliche Verbreitung der «Erklärung» als einen Prozess, den er weder als geradlinig noch als zielgerichtet auffasst. Doch wird die «Geschichte», die er erzählt, dem Anspruch von *global history* auch gerecht? Insofern ja, als er sie entlang einer transnationalen Achse konzipiert. Insofern aber nein, als sie einen zentralen Orientierungspunkt von Globalgeschichte ausser Acht lässt. In einem kürzlich in der französischen Zeitschrift *Esprit* veröffentlichten Aufsatz mit dem Titel «Dire l'histoire à l'échelle du monde» (No. 325, Juni 2007, 74–85) diskutiert Karoline Postel-Vinay (Autorin des Buches *L'Occident et sa bonne parole. Nos représentations du monde, de l'Europe coloniale à l'Amérique hégémonique*, Paris 2005) anhand der Wortschöpfung «Weltkrieg» die Frage: «Quel récit pour un univers pluriel et un monde globalisé?» Zurecht mahnt sie an, dass Globalgeschichtsschreibung mit einer pluriformen Welt, mit der Multipolarität sozialer und politischer Prozesse rechnen müsse, dass sie Minoritäten und

«peoples without history» (Eric Wolf) ernst nehmen, also Ethnozentrismen abbauen solle, dass sie die Verschiebung von Untersuchungsperspektiven und Erzählachsen praktizieren und die Gleichsetzung von «universell» und «global» aufgeben müsse. Im Hinblick auf dieses Programm geht Armitage entschieden zu wenig weit. Auch wenn sein Narrativ die Optik einer engen amerikanischen Nationalgeschichte ausweitet, so bleibt es doch einem Modell von Weltgeschichte verhaftet, das die mächtigen Impulse aus den USA in der Geschichte der «Erklärung» überhöht und als entscheidenden Faktor viel stärker gewichtet als die Geschichte und die Logik ihrer Rezeption, Adaptation oder Transformation durch Akteure in anderen politischen und kulturellen Kontexten. In diesem Sinn erzählt Armitage nur eine Seite einer komplexen und widerspruchsvollen Geschichte. Das ist legitim, aber kollidiert mit dem Anspruch des Untertitels. Und angesichts des gegenwärtigen Stands der internationalen Beziehungen bleibt es zweifelhaft, ob der Autor mit seinem engen Verständnis von *global history* die Gefahr identitärer Missdeutungen seiner Argumentation ausschliessen kann.

Martin Schaffner (Basel)

Thomas Bender
A Nation Among Nations
America's Place in World History

Hill and Wang, New York 2006, 368 p.

Early scholars with a global outlook on history such as the Civil Rights activist W. E. B. DuBois, have rightly pointed out that the United States has never been a self-generating force in the world, but rather was acted on by the “interworking” effects of many forces. He observed that the United States has been living “not to itself, but as part of the strain and stress of

the world” during the “awful cataclysms” of World War I. DuBois certainly has not been alone in his attempt to hold up such a view; historians such as Henry Adams or Herbert E. Bolton also sought to write histories of the United States that moved between local, national and transnational contexts. The book by Thomas Bender, professor of history and former director of the International Center for Advanced Studies at New York University, adds an important dimension to earlier studies by seeking to provide a transnational synthesis of American history. His study both broadens the scope of historical inquiry by including the non-Western world while at the same time paying attention to the parameters of race, gender and class shaping historical events. Bender had already called for alternative approaches to historical writing by empirically re-thinking history on a global scale in his earlier “manifestos”, particularly the *La Pietra report* (2000) based on a series of conferences and his influential volume *Rethinking American History in a Global Age* (2002). In *A Nation among Nations* he brilliantly takes to task the pertinacious notion of American “exceptionalism” and makes plain that “the nation cannot be its own historical context”.

The author examines five major themes and events in American history and illustrates the importance of national political culture within the larger, shared global history. By following this approach he calls attention to the differences and resemblances between nations as well as to the self-conscious communication between historical actors. The book is organized around five issues that he argues mark key moments and turning points in American history: the beginnings of American history during the age of discovery, the American Revolution, the age of Civil War, the centrality of empire and the Progressive Era.

By drawing attention to the processes of human interaction and to the transfer of ideas, people and commodities across borders that is characteristic of transnational perspectives, Bender takes the reader on a breathtaking trip around the globe. In his first chapter he shifts the view away from the discovery of a landmass unknown to the Europeans – in popular narratives described as the “age of discovery” or “age of invasion” – towards the importance of the “oceanic space”. Until the 20th century, the United States was entangled in the histories it shared with other peoples – and its context was the oceanic trade and naval power. As he demonstrates in the following chapters, these provided the context for the American Revolution and the later emergence of the United States as a world power. Furthermore, by disrupting the traditional narrative of American history, which understands the American development as a continuous process of “westering from the northeastern colonies”, he reminds us that the initial settlements in what is today regarded as the United States were in Florida (St. Augustine, 1560), Virginia (Jamestown, 1607), and New Mexico (Santa Fe, 1610). The territory that was to become the United States touched both the Pacific and the Atlantic and was shaped by complex historical processes. No-one in the 16th and 17th century, Bender argues, could have foreseen a single polity being formed in this huge continental space; the early settlements were merely “points on a map of European global quests for wealth and power”. Moreover, the native peoples set the agenda for the first interactions, helping the not particularly capable settlers survive in the New World. The author dismisses the commonly held assumption that westward expansion is to be explained by Europeans’ superiority in wealth, technology, and culture and argues that it may be better explained by a sense of weakness and inferiority vis-à-vis the Asian and Is-

lamic worlds. This set the stage for the rise of new forms of slavery and competition for power among European nations.

Chapter two reconsiders the American Revolution not only as a struggle for independence and as a social conflict within the colonies, but also as a war between European great powers played out on a global stage. Furthermore, Bender analyses the American Revolution as an integral part of an age of revolutions and wars, including not only the Franco-British conflict and the history of the Haitian revolution, but also revolts reaching from Peru and Brazil to Bengal – and therefore reaching beyond the limits of the Atlantic world. In the third chapter, on the Civil War, the author draws parallels between the developments in modern nation-making in the United States and other countries around the globe during the 1830s to 1870s. In most cases the original quest for national unity and uniformity fused with democracy and (racial) justice had been profoundly weakened by the end of the century. He argues that this led to a racist distortion of qualifications for citizenship, and the United States joined other North Atlantic nations in establishing a new age of imperialism.

Whereas in chapter five Bender analyses the age of American progressive reform as part of a global response to the exceptional expansion of industrial capitalism and of the rapid urbanization, it is in the intriguing fourth chapter that the author puts forth a thought-provoking thesis, that the events of 1898 (the so-called Spanish-American War) and the following imperial endeavors were a continuation of America's westward expansion. He elegantly reassesses the long-standing denial of the United States as an imperial power. The author argues that the imperial war of 1898 was in large part prompted by worries over the closing of the frontier, by fears about the overproduction of ma-

nufactured and agricultural goods as well as by a stern belief in the rights of "civilized" nations to rule lesser, uncivilized nations. Although never formally colonizing oversea territories, the new nation did acquire an entire continent through conquest – and often violence – by which whole populations were denied of their existence. An expansionist spirit, moral regeneration, the fear of internal division and the aggressive protection of American commercial interests abroad pressed the newly consolidated nation-state towards empire at the turn of the century (comparable to Germany) – hoping that possible divisions may be replaced by a "collective imperial pride". According to Bender, masculine Anglo-Saxonism was possibly as prominent and influential a motivation for this expansionism as the strategic and economic arguments of Americans favoring an empire in the United States. The continuity in the relations of the Americans with the Native Americans and with the peoples abroad during their imperial drive (Mexico, Cuba, Korea, Philippines) show the severe divergence between the outlook of the colonized and the American self-perception as benefactor. In a clever twist, Bender deploys Herman Melville's main protagonist Ahab in *Moby Dick* and the question of whaling to elucidate the ways Americans lived empire during that age – seeking to expand a temporal and spatial future, and seldom understanding what those on the other side of the territorial and commercial frontier thought or felt about the interactions.

While one might take issue with Bender's use of traditional parameters of time frame (starting in 1492) as well as his heavy reliance on the voices of "famous men", his urge to understand American history as being significantly shaped by its global context as well as by his desire to examine America's influence in a global context, is important – and timely. As the

historian Amy Kaplan had pointed out in her Presidential Address to the American Studies Association in 2003, “the notion of the nation as a home, as a domestic space, relies structurally on its intimate opposition to the notion of the foreign”. Thomas Bender successfully attempts to rethink these assumptions so strongly imbued in US society by bringing the concepts of global citizenship and cosmopolitanism back on the agenda in his fascinating narrative of the United States place in the world: “If we can begin to think about

American history as a local instance of a general history”, he argues, “as one history among others, not only will historical knowledge be improved, but the cultural foundations of a needed cosmopolitanism will be enhanced. We do not want to reinforce a narrow and exclusive notion of citizenship.” (14) In times of “homeland insecurities”, affecting not only the United States but rather the whole globe, this seems to be a wise approach.

Barbara Lüthi (Basel)

Allgemeine Buchbesprechungen Comptes rendus généraux

**Bruno Fritsche, Hans-Jörg Gilomen,
Martina Stercken (Hg.)
Städteplanung – Planungsstädte**

Chronos, Zürich 2006, 224 S., 57 Abb., Fr. 48.–

Der von Bruno Fritsche, Hans-Jörg Gilomen und Martina Stercken herausgegebene Band *Städteplanung – Planungsstädte* ist das Resultat einer im Jahr 2004 in Zürich veranstalteten, interdisziplinär und epochenübergreifend angelegten Tagung des Schweizerischen Arbeitskreises für Stadtgeschichte. Die insgesamt sehr instruktiven Beiträge lassen sich verschiedenen Epochen zuweisen, unter denen das Mittelalter und die Moderne ein deutliches Übergewicht besitzen.

Zunächst gibt Martina Stercken anhand des Beispiels der den Herzögen von Zähringen zugewiesenen Städte einen informativen Einblick in die verschiedenen Überlieferungsstränge von Stadtvorstellungen für diese Zeit des Städtebaus. Interdisziplinäre Forschungen fordernd, plädiert sie für die Ersetzung des Begriffs der Gründungsstadt durch den der planmässigen Stadtanlage. So sei vonseiten der Gründer zwar eine Gliederung der Anlage vorgegeben worden, doch wäre diese durch die individuelle Bebauung schnell modifiziert und den Bedürfnissen der Bürger durch diese selbst angepasst worden, so Stercken.

Die drei folgenden, von Matthias Untermann, Armand Baeriswyl und Dölf Wild verfassten Beiträge, betonen für das Hochmittelalter, für das nur sehr begrenzt schriftliche Überlieferungen existieren, die Bedeutung der Archäologie für die Erforschung des Städtebaus. Anhand von archäologischen Untersuchungen nord- und

nordostdeutscher Städte zeigt Untermann auf, dass man im Mittelalter weniger von einer gezielt betriebenen Städteplanung, als vielmehr von spontanen und eher als unregelmässig zu charakterisierenden Bauabschnitten sprechen müsse.

Zu vergleichbaren Ergebnissen kommt auch Baeriswyl. Die archäologischen Befunde mit der schriftlichen Überlieferung der von den Zähringern gegründeten Städte Bern und Burgdorf vergleichend und konfrontierend, stellt er heraus, dass es keine von den Zähringern exakt ausgearbeiteten Pläne für Stadtgründungen gegeben habe, sondern dass die von der Archäologie gelieferten Erkenntnisse vielmehr «auf eine grosse Flexibilität und viel Pragmatismus» hindeuteten. (64) Doch hätten bei alledem auch die jeweiligen Gründungsinitiatoren insofern eine wichtige Rolle gespielt, als sie finanzielle Mittel und technisches Know-how zur Verfügung gestellt hätten.

Die umstrittene These Paul Hofers, dass es sich bei einer im Rennwegquartier in Zürich befindlichen Kreuzung um eine für die Strassenplanung der Herzöge von Zähringen charakteristische Kreuzung handele, widerlegt Wild in seinem Beitrag. Er entgegnet ihr unter Einbezug archäologischer Erkenntnisse, die belegten, dass die Kreuzung vielmehr Teil einer vermutlich bürgerlichen Quartierplanung, und damit zeitlich eindeutig später anzusiedeln sei.

Der Frage, wem die Ausgestaltung und Anlage der mittelalterlichen Städte oblag, geht Roland Gerber am Beispiel von Bern in seinem Beitrag nach. Er sieht bei seiner Untersuchung direkte Verbindungen zwischen dem Willen einzelner städtischer Herrschaftsträger und den verschiedenen

in der Stadt zu beobachtenden Phasen der städtebaulichen Entwicklung. Für ihn resultierten diese Unterschiede aus dem sich in Bern im 14. und 15. Jahrhundert abzeichnenden Wechsel von einer bürgerlich-handwerklich bestimmten zu einer adlig-dominierten Obrigkeit.

Die für das Spätmittelalter feststellbare Integration bestimmter Tätigkeiten in einen übergeordneten Raumzusammenhang behandelt Franz-Josef Arlinghaus anhand von kommunalen Räumen für spätmittelalterliche Gerichte. Dabei kommt er zu dem Schluss, dass das spätmittelalterliche Raumkonzept nicht wie in der Moderne funktional, sondern vielmehr integral und nicht ausdifferenziert ausgerichtet war. Mit den selten anzutreffenden eigenen Räumen für Tätigkeiten habe man weniger eine Verbindung zwischen Funktion und Raum intendiert als vielmehr eine Separierung und die Zuweisung eines besonderen Status der jeweiligen Tätigkeit.

Auf diese sechs den mittelalterlichen Städtebau untersuchenden Beiträge folgen sechs die Moderne behandelnde Aufsätze. Rainer Egloffs Beitrag über die 1893 in Chicago stattgefundene Weltausstellung macht den Anfang. Egloff beschreibt, welche Gruppen massgeblich an der Planung und Durchführung der Weltausstellung beteiligt waren und welche Interessen für diese eine Rolle spielten. Das sei zum einen die wirtschaftliche Elite gewesen, welche die Weltausstellung nutzen wollte, um der Öffentlichkeit Chicago als Idealstadt in der amerikanischen Stadtplanung im Rahmen des sogenannten *city beautiful movement* zu präsentieren. Zum anderen habe die an der University of Chicago entwickelte Stadtsoziologie die Weltausstellung genutzt, um Kritik am materialistischen Gewinnstreben der Elite zu üben und Chicago vielmehr als Idealstadt in der akademischen Soziologie vorzuführen.

Anhand der weissrussischen Haupt- und sozialistischen Planungsstadt Minsk

geht Thomas M. Bohn der Frage nach, welche Probleme sich durch das explosive Wachstum nach dem Zweiten Weltkrieg für den sowjetischen Städtebau in der Praxis ergeben haben. So habe die Sowjetunion zwar einen grenzenlosen Bedarf an Arbeitskräften gehabt, doch sei sie nicht in der Lage gewesen, ausreichend Wohnungen für diese zur Verfügung zu stellen. Die Folge wäre ein Anwachsen der Städte gewesen, das nicht ohne binnenräumliche soziale Differenzierung und «wohnotbedingte Schichtung» der Bevölkerung (154) vonstatten gegangen sei.

Anhand der im Südwesten Moskaus angelegten Mustersiedlung *Novye Čeremuški* erkennt Monica Rüthers zwei gegenläufige gesellschaftliche Utopien in der Sowjetunion der 1950er- und 60er-Jahre. So sei die Politik Chruschtschows durch die Zuweisung einer eigenen Wohnung für jede Familie zwar dem menschlichen «Bedürfnis nach mehr Privatsphäre» (175) entgegen gekommen, doch sei genau diese Privatsphäre ideologisch nicht erwünscht gewesen. Der Rückzug in diese habe aber nicht verhindert werden können, wovon die zu beobachtende Bildung von neuen Kommunikationsräumen die Folge gewesen sei, die vor allem in den Küchen der Wohnungen zahlreiche kleine Öffentlichkeiten geschaffen hätten.

Die beiden abschliessenden Beiträge behandeln aktuelle Fragen der Stadtplanung. Den bedeutenden Einfluss der Geschichte für die zukünftige Gestaltung von Städten betonend, zeigt Ueli Marbach am Beispiel von Biel auf, wie vor allem der Eisenbahnbau die heute vorherrschende Struktur Biels (mit)geprägt hat. In diesem Zusammenhang führt der Autor den Begriff der Nachhaltigkeit ein. So sei bei der heutigen Planung von Verkehrsbauten, wie im Fall Biels die Autobahn 5, eine nachhaltige Gestaltung wichtig, die sich der Herausforderung gegenüber sehe, die Geschichte der Stadt nicht ausser Acht zu

lassen und in die zukünftige Planung zu integrieren.

Diesen Aspekt haben auch Tina und Patric Unruh im Blick. Anhand des in Basel ansässigen Pharmaunternehmens Novartis erläutern sie die historische Verankerung von zukünftigen Planungen. Anhand des Vorhabens des Unternehmens, sein 27 Hektar grosses Produktionsgelände in einen firmeneigenen Campus zu verwandeln, machen sie auf interessante Weise deutlich, welche Vorbilder für das Projekt Pate standen. So können sie aufzeigen, dass für die Planer sowohl der Bautypus Campus als historisches Vorbild fungierte als auch die Einbettung in die bestehenden und gewachsenen Strukturen der Stadt.

Alles in allem besticht der Band durch seine gut lesbaren und sehr informativen Beiträge, die durch ein hohes Mass an Interdisziplinarität bestechen. Wer allerdings einen Gesamtüberblick zur Geschichte der Städteplanung und Planungsstädte erwartet, wird ein wenig enttäuscht. Zwar wird in der Einleitung die interessante Entwicklung von Städten wie Mannheim oder Sabbionetta in der Frühen Neuzeit erwähnt, und diese sogar «als eigentliche Planungsstädte» (9) bezeichnet, doch fehlen dazu Beiträge. Ähnlich verhält es sich mit der gezielt geplanten und betriebenen Realisierung von Städten im Westen der USA des 19. Jahrhundert, die ebenfalls nur in der Einleitung Erwähnung finden. Doch nach Angaben der Herausgeber böten die versammelten Artikel auch «weniger einen Querschnitt durch die Stadtgeschichte als einen Querschnitt durch die aktuelle Forschung». (7) Es bleibt zu ergänzen, dass ein Ortsregister hilfreich und sinnvoll gewesen wäre, doch tut das dem Wert des Bandes als wichtige interdisziplinäre Zusammenschau keinen Abbruch.

Bastian Walter (Münster)

**Niklaus Bütikofer, Hans Hofman,
Seamus Ross (ed.)**
**Managing and Archiving Records
in the Digital Era**
Changing Professional Orientations
Hier + Jetzt, Baden 2006, 131 S., Fr. 39.80

Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um die Beiträge eines Workshops des Projekts ERPANET (Electronic Resource Preservation and Access Network) im Oktober 2004 in Bern. Ziel des 2002–2004 von der Europäischen Kommission und der Schweiz finanzierten Projekts ERPANET war die Schaffung eines Netzwerks von Wissen und von Experten für den Bereich der digitalen Bestandserhaltung und der Gewährleistung von Zugang zu digitalen Ressourcen. Hierzu wurden zahlreiche Fallstudien zu unterschiedlichen Aspekten der Thematik erarbeitet sowie Tagungen und Workshops durchgeführt mit dem Ziel, Fragen und Ergebnisse einem breitem Fachpublikum näher zu bringen. Kennzeichnend für ERPANET war seine Interdisziplinarität und Internationalität. So waren im Projektteam und in den Fallstudien Mitglieder zahlreicher Berufsgruppen verschiedener Länder mit unterschiedlichen Verwaltungstraditionen vertreten, darunter Archivare, Records Manager und Informatiker, aber auch Vertreter von Museen und anderen Kultureinrichtungen, die mit digitalen Ressourcen konfrontiert sind. Hinzu kommt die Herkunft von Mitarbeitenden sowohl aus der öffentlichen Verwaltung als auch aus der Privatwirtschaft. Im Verlauf des Projekts zeigte sich, dass Konzepte und Grundlagen der involvierten informationswissenschaftlichen Disziplinen die Wahrnehmung der Herausforderungen und die Diskussion über die Erhaltung digitaler Ressourcen stark beeinflussen – so sehr, dass diese Voraussetzungen im Rahmen eines Workshops thematisiert wurden, wie Andreas Kellerhals im Vorwort schreibt.

Eingeladen wurden zehn Vertreter unterschiedlicher Provenienz aus acht Ländern, die Antworten auf sechs vorgegebene Fragen geben sollten. Es ist diese Ausgangslage, die den Sammelband zu einer ergiebigen Lektüre werden lässt. Je nach beruflicher und fachlicher Herkunft und Tätigkeit werden ganz unterschiedliche Sichtweisen auf die Problematik, die digitale Unterlagen bei ihrer Verwaltung und Archivierung stellen, deutlich. Die erste Frage gilt den hauptsächlichen Herausforderungen bei der Verwaltung und Archivierung digitaler Informationen und Unterlagen. Die Antworten hierauf sind weitgehend übereinstimmend und lassen erkennen, dass die Zielsetzung von Records Management und Archivierung, nämlich die Schaffung einer dauerhaft gesicherten und benutzbaren Dokumentation der Tätigkeit der aktenbildenden Stellen unverändert bestehen bleibt. Trotz aller Veränderungen steht im Zentrum der Arbeit von Records Managern wie Archivaren nach wie vor die Trias *context, evidence, and authenticity*, (109) wie Wendy Duff in ihrem Beitrag den Gegenstand beider Disziplinen nennt. Jedoch sehen sich aufgrund der Flüchtigkeit und Instabilität digitaler Informationen die konkreten Arbeitsprozesse fundamentalen Veränderungen ausgesetzt. So müssen Records Manager und Archivare weit früher im Lebenszyklus von Unterlagen ihre Anliegen einbringen, sehen sich mit veränderten Verhaltensweisen in Bezug auf die Ablage und Nutzung von Unterlagen durch die Produzenten konfrontiert und müssen darüber hinaus höhere Erwartungen von Benutzern im Archiv befriedigen, die mehr und mehr erwarten, online Zugang zu Unterlagen zu erhalten. Doch bietet die Veränderung durchaus auch Chancen, insbesondere im Bereich der Erschließung aber auch der Bewertung. Hier können, so die Meinung mehrerer Autoren, durch die Mehrfachnutzung vorhandener Metadaten,

die im Verlauf der aktiven Nutzung von Dokumenten entstehen, Arbeitsabläufe bei Aktenführung und im Archiv massiv verschlankt werden. Eric Ketelaar und Helen Tibo plädieren zudem dafür, Produzenten von Unterlagen mehr in die Pflicht zu nehmen und ihnen Aufgaben zuzuweisen, die im analogen Zeitalter Registratoren erfüllt haben. Nur so sei die Erzeugung dauerhaft aufzubewahrender Unterlagen unter der neuen digitalen Ordnung überhaupt noch zu ermöglichen. Diese Verantwortlichkeit in der Verwaltung selbst geht aber einher mit Notwendigkeit, zur Erfüllung dieser Aufgaben effiziente Informationswerkzeuge bereitzustellen, die auch genutzt werden. Dies illustriert der Beitrag Alan Murdocks, der am Beispiel der Europäischen Investitionsbank aufzeigt, welche Veränderungen – aber auch Potenziale – im Records Management aus der Einführung digitalen Unterlagenmanagements resultieren können. Ein wesentliches Element der Veränderungen sind – so die Antwort auf die zweite Frage – veränderte Verhaltensweisen auf Seiten der Aktenbildner und der Benutzer. Hier ist insbesondere die Infragestellung bisheriger Recherchemethoden durch die Erwartungshaltung hervorzuheben, mit Suchmaschinen à la Google alle relevanten Informationen jederzeit finden zu können, ohne auf Kontextinformationen und Ordnung der Unterlagen angewiesen zu sein. Auf dem Hintergrund der dargestellten Veränderungen zeigt sich für die Mehrheit der Autoren deutlich, dass bisherige Paradigmen im Bereich von Records Management und Archiv infrage gestellt werden. Als neues Paradigma zur Beschreibung und Bewältigung der Herausforderungen wird das Paradigma des *records continuum* genannt, das seinen Ursprung im australischen Archivwesen respektive Recordsmanagement hat. Barbara Reed stellt es in ihrem Beitrag knapp dar und hebt dabei die Bedeutung des Kontextes von Unter-

lagen als zentrales Element hervor, der sich in Abhängigkeit vom jeweiligen Verwendungszweck eines Dokument verändere. Deutlich ablehnend stellt Michael Moss in seinem Beitrag infrage, dass es überhaupt eine Kontinuität ausser der des Objekts über den Existenzzeitraum eines Dokuments gibt und hebt stattdessen die grossen Unterschiede in der Bedeutung von Unterlagen im Verlauf ihres Lebenszyklus heraus, der etwa zwischen Records Management und Archiv zu unterschiedlichen Arbeitsweisen führe. In anderen Beiträgen wird darauf hingewiesen, dass die bisherigen Grundlagen weiterhin tauglich seien und, auch wenn das so nicht gesagt wird, im Grunde unabhängig vom *records continuum*-Modell zu ähnlichen Ergebnissen führen. So führt etwa Bruno Delmas in seiner Darstellung der Entwicklung in Frankreich aus, dass dort eine integrale Sichtweise seit jeher bestehe, die zur Entwicklung eines einheitlichen Berufsverständnisses geführt hat. Die vierte Frage befasst sich mit der Notwendigkeit zur Entwicklung neuer Organisations- und Geschäftsmodelle, die aufgrund der neuen digitalen Ordnung möglich und zwingend zugleich werden. Hier wird immer wieder auf die Beziehung zwischen *records management* und Archiven hingewiesen. Einigkeit herrscht darüber, dass beide Berufsgruppen im Grunde dasselbe Ziel verfolgen und daher kooperieren. Je nach Standpunkt wird jedoch die Frage anders beantwortet, ob eine Verschiebung der Hauptverantwortung zu einer der beiden Berufsgruppen erfolgt. Von einer Verschmelzung der beiden Professionen wird nicht ausgegangen, sondern von einer verstärkten Zusammenarbeit bei Beibehaltung unterschiedlicher Betrachtung digitaler Unterlagen aufgrund der unterschiedlichen Rolle, die diese bei der jeweiligen Arbeit haben. Lediglich Angelika Menne-Haritz stellt dezidiert Synergieeffekte bei der Kooperation infrage, da aus ihrer Sicht

die jeweiligen Aufgaben nicht kompatibel seien: während Records Management der Verwaltung behilflich sei mit ihren Unterlagen klarzukommen, seien Archive darauf ausgerichtet, einem breiteren Publikum die Unterlagen zugänglich zumachen. Aber nicht nur die Frage nach dem Verhältnis zwischen Records Management und Archivwesen wird gestellt, sondern auch die nach möglichen und notwendigen Kooperationen dieser beiden Professionen mit anderen Disziplinen der Informationswissenschaft – etwa Bibliotheken oder *knowledge management*. Da hier die Gegenstände der Disziplinen nicht identisch sind, werden die Grenzen einer Zusammenarbeit enger gezogen. Dennoch betonen alle Autoren, dass ein Austausch und eine Zusammenarbeit, gerade wenn sie im Bereich der technischen Umsetzung ansetze, sinnvoll sei. Dies dürfe aber nicht zur Verwischung der Unterschiede und Aufgabe der eigenen Zielsetzung führen. Die Frage der Rückwirkungen der digitalen Ordnung auf die Disziplinen der Archivwissenschaft und des Records Management wird wiederum weitgehend einhellig dahingehend beschrieben, dass neue Formen der Ausbildung erforderlich seien, deren Ausgestaltung aber noch lange nicht geklärt ist. So erläutert Elisabeth Shepherd die Entwicklung in Grossbritannien und die dort gewählten Reaktionen der beiden Disziplinen, die sich durch eine pragmatische Zusammenarbeit über bisherige Professionen hinweg in neuen institutionellen Formen auszeichnet. Demgegenüber stellt Maria Guercio die italienische Entwicklung dar mit einer starken Betonung der Führungsrolle der Archivwissenschaft. Zusammenfassend betrachtet regt der Sammelband durch die Vielfalt der zur Sprache kommenden Sichtweisen und Erfahrungen ungemein an, die Herausforderung der «neuen digitalen Ordnung», wie die zunehmende Verbreitung digitaler Unterlagen in den meisten Arbeitsberei-

chen übereinstimmend bezeichnet wird, anzunehmen und dabei nicht nur auf die Schwierigkeiten zu schauen, sondern auch die neu entstehenden Potenziale zum Bruch mit überholten Annahmen und Praktiken zu sehen. Zugleich wird aber auch deutlich, wie wenig gefestigt die bereits vorhandenen und hier präsentierten Lösungsansätze noch sind.

Lambert Kansy (Basel)

Lucas Chocomeli
Jakobiner und Jakobinismus
in der Schweiz
Wirken und Ideologie
einer radikalrevolutionären
Minderheit 1789–1803

Peter Lang, Bern 2006, 397 S., Fr. 69.–

Lucas Chocomeli füllt mit seiner hervorragenden Freiburger Dissertation eine Forschungslücke. Wenn sich auch unser Wissen über die Helvetik seit dem Jubiläum von 1998 merklich gebessert und sich die historische Forschung endlich und endgültig vom Paradigma der französischen Fremdherrschaft gelöst hat, so gelingt es dem Autor doch, bisher weitgehend unbeachtete oder lediglich auf kantonaler Ebene bekannte Schweizer Jakobiner und deren Ideologie quellennah bekannt zu machen. Im Gegensatz zu den Pionieren der deutschsprachigen Jakobinerforschung, Walter Grab und Helmut Reinalter, hält sich Chocomeli mit Gewinn an eine enge Definition von «Jakobinern» und «Jakobinismus». Er meint damit Personen und eine Ideologie, die sich nahe an den Vorstellungen des Pariser *club jacobin*, also nahe an Robespierre und Saint-Just sowie an der politischen Philosophie Rousseaus orientieren. In seinem Forschungsüberblick verweist der Autor auf die neueren Arbeiten Wolfgang Reinholds und Anne Cottebrunes, die so manchen deutschen

Jakobiner als vorsichtigen Reformer von oben sowie Nationalisten entlarvt haben.

Für die Zeit vor 1800 existierten in der Schweiz neben den völlig reformunwilligen Aristokraten drei politische Gruppierungen: die «Republikaner», die den langen Weg der Reform beschreiten wollten, die «Patrioten» um Peter Ochs und Frédéric-César de Laharpe, die das Ancien Régime von oben auch mittels einer Revolution umgestalten wollten, aber gesellschaftspolitische Experimente ablehnten, sowie die radikalrevolutionären «Jakobiner», die kompromisslos politische und soziale Umwälzungen anstrebten. Chocomeli macht insgesamt sieben solche Figuren aus, den Genfer Juristen und Revolutionspionier Jacques Grenus (1751–1819), den Greyerzer Juristen und Exponenten des Pariser *club helvétique*, Jean-Nicola-André Castella (1739–1807), den jurassischen Juristen Joseph-Antoine Rengguer (1734–1827), den katholischen Bündner Offizier Aloys Jost (1759–1827), den Walliser Arzt, Universalgelehrten und Geheimagenten Chrétien Desloges (1760–1821), den Luzerner Akademiker und Sohn eines Spezereiwarenhändlers Joseph Ronca (1759–1809) sowie den Lausanner Drucker Louis Reymond (1772–1821).

Im ersten Teil zeichnet der Autor die Biografien der Sieben gegen die Aristokratie detailliert nach. Allen Exponenten eignete eine überdurchschnittliche Ausbildung, sodass Chocomeli treffend von einer «intellektuellen Avantgarde» spricht. Alle waren nicht nur Schreibende und Redende, sondern auch Handelnde. Grenus hatte sich beispielsweise schon lange vor dem Sturm auf die Bastille an Aufständen gegen das Genfer Patriziat beteiligt, die sich nach 1789 fortsetzten, Castella war in führender Position am Chenaux-Handel gegen die Freiburger Oligarchie von 1781 beteiligt und entkam dem Todesurteil nur durch Flucht, Rengguer führte Rebellen gegen

den Basler Fürstbischof und war 1792 Präsident der kurzlebigen Raurachischen Jakobinerrepublik sowie, nach der *réunion* mit Frankreich, Generalstaatsanwalt im Departement Mont-Terrible, und Reymond war 1802 Kommandant der *Bourla-Papey* (Papierverbrenner), die in Archive eindringen und feudale Rechtstitel verbrannten. Auch die übrigen drei Männer betätigten sich mehr oder weniger aktiv und riskierten phasenweise ihr Leben. Sämtliche Akteure politisierten in Clubs und verfassten politische Traktate, korrespondierten oder gründeten radikale Zeitungen. Untereinander waren sie kaum vernetzt, wohl mit ein Grund, dass bisher kaum ein Historiker auf die Idee kam, von einem Schweizer Jakobinismus zu sprechen. Schliesslich erlebten auch alle Schweizer Jakobiner Niederlagen, Demütigungen, Verfolgungen und empfindliche Verluste, die sie jedoch gegen Lebensende positiv werteten, indem sie ihren Lohn im Himmel erblickten und ihren ewigen Ruhm als Freiheitskämpfer erwarteten. Sie wurden von ihren Gegnern, auch von den «Patrioten» als «Anarchisten» und «Demagogen» verunglimpft und versuchten darauf zu reagieren, indem sie den Begriff der «Anarchie» definierten und die Revolution gar als deren Antithese darstellten, die den gesetzlichen Zustand wieder herstelle. Gemeinsam war den Sieben auch ihre Anhängerschaft an das revolutionäre Frankreich. Sie nahmen gar den Verlust der Unabhängigkeit in Kauf, um ihre Ideale zu erreichen, mit ein Grund, dass sie von der nationalen Historiografie als Vaterlandsverräter gebrandmarkt wurden.

Bei allen Unterschieden in Ausrichtung und Gehalt lassen die in einer Vielzahl von Archiven und Bibliotheken aufgefundenen, akribisch ausgewerteten Quellen doch auf ein gemeinsames ideologisches Gedankengut schliessen, das sich, wie gesagt, eng an die Ideen Rousseaus und Robespierres anlehnt. Die

Schweizer Jakobiner kannten offensichtlich den radikalrevolutionären französischen Diskurs, nicht zuletzt darum, weil sie alle für eine gewisse Zeit in Frankreich gelebt hatten, viel lasen und auch mit führenden französischen Jakobinern in Kontakt standen.

Was waren nun die Ideen der Schweizer Jakobiner? Grundpostulate waren die natürliche Gleichheit aller Menschen sowie die Volkssouveränität. Das Volk sollte die Gesetze bestimmen und nach dem allgemeinen Wohl, der *volonté générale* Rousseaus, streben. Die Demokratie sollte volksnah sein, einfach, durchschaubar, mit einem möglichst kleinen Justiz- und Polizeiapparat. Die Bürger – Frauen waren von der politischen Partizipation ausgeschlossen, ihr politisches Handeln galt gar als aristokratisch – sollten frei wählen dürfen und die Beamten stets misstrauisch kontrollieren. Freies Debattieren in Clubs sollte die einfache Bevölkerung ebenso politisieren wie eine freie Presse. Tugendhaftigkeit sollte Einzug halten, denn Laster wie Luxussucht, Alkoholismus oder Unsittlichkeit galten als typisch aristokratisch. Wie der Deist Robespierre dachten auch die Schweizer ihren Modellstaat nicht ohne Religion, was einen gewissen Antiklerikalismus nicht ausschloss. Moral und Sitte waren ihnen wichtiger als abgehobene, im Grunde genommen ebenfalls aristokratische Wissenschaft. Die Schweizer Jakobiner erhoben auch soziale Forderungen, die den Unterschichten zugute kommen sollten. Am weitesten ging dabei sicherlich Grenus, dessen frühsozialistische Ideen gar die damals radikalsten Ideen Jacques Roux' und Gracchus Babeufs übertrafen oder diesen zumindest voran gingen. Er trat für staatlich fixierte Brotpreise sowie für Getreidespeicher und progressive Steuern ein. Das *Maximum* war für ihn lediglich ein Etappenziel, stand er doch auch für eine egalitäre Güterverteilung und nationale Verteilzentren ein,

die das Ende des freien Markts bedeuteten hätten. Traten die Schweizer Jakobiner wie ihre französischen Gesinnungsgenossen für einen zentralistisch organisierten Staat ein, so gingen sie doch in der Anwendung von physischer Gewalt niemals so weit. Zwar griffen sie notfalls auch zu den Waffen, ihre Aktionen verliefen aber mehr oder weniger unblutig. Rengguer schaffte zwar eine Guillotine an, seine Herrschaft im Departement Mont-Terrible war aber keinesfalls eine *terreur*. Anders als die meisten deutschen Jakobiner, die mehr den Girondisten ähnelten, sahen jedoch die Schweizer Radikalrevolutionäre in der jakobinischen Phase der Revolution sowie in der *terreur* keine Fehlentwicklung. Sie hielten auch nach dem Sturz Robespierres an ihren Ideen fest und agierten während der helvetischen Republik folgerichtig als Oppositionelle.

Chocomelis Dissertation erschliesst eine Vielzahl neuer Quellen, die der Autor geschickt in den Text zu verweben vermag. Neben Zeitungen und politischen Schriften wertet er auch handschriftliche Briefe aus. Ihre Auswertung bringt einen bisher kaum beachteten politischen Diskurs ans Tageslicht. Viele Einzelbeobachtungen sind sehr interessant. So verurteilte Joseph Ronca die Innerschweizer Landsgemeindedemokratien als Erbherrschaft des dortigen Adels, ganz entgegen dem idyllischen Bild so mancher ausländischer Reisender. Da die wissenschaftliche Debatte, inwiefern die Landsgemeinden die direktdemokratischen Bewegungen der 1830er-Jahre beeinflussten und somit zu den Fundamenten der modernen Schweiz gehören, momentan recht intensiv geführt wird, sind solche Stellen von einiger Aussagekraft. Für die Schweizer Jakobiner waren sie jedenfalls, so lässt sich zumindest errahnen, kein Vorbild. Allerdings eigneten auch den alten Landsgemeindeorten Vorstellungen von Volkssouveränität und Egalitarismus, zumindest war dies der Fall bei den

popularen Opponenten, die im gesamten 18. Jahrhundert in Erscheinung traten und ihre Vorstellungen auch verschriftlichten. Ob nun Verfechter einer «reinen» Landsgemeindedemokratie um 1800 auch als Jakobiner zu gelten haben und die Sieben noch Zuwachs erhalten, wird sich hoffentlich noch weisen.

Fabian Brändle (Zürich)

Claudia von Gélieu Die Erzieherin der Königin Luise: Salomé de Gélieu

Friedrich Pustet, Regensburg 2007, 215 S.,
31 Abb., € 22,-

Die Geschichte der Erziehung der Königin Luise von Preussen (1776–1810) durch die aus Neuenburg stammende Gouvernante Salomé de Gélieu (1742–1820) ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Mädchenerziehung und des Gouvernantenwesens im ausgehenden 18. Jahrhundert.

Das im Regensburger Pustet Verlag erschienene Buch, dessen Programm von historischen Biografien geprägt ist, darunter zahlreiche Persönlichkeiten des weiblichen Adels, richtet sich an LeserInnen, die Interesse an der historischen Frauenforschung und der weiblichen Bildungsgeschichte haben. Die Autorin wendet sich nicht in erster Linie an ein fachwissenschaftliches Publikum, möchte jedoch Anstoss geben zu weiteren Forschungen mit Blick auf neue Fragestellungen weiblicher Bildungsgeschichte und bisher unbearbeitete Quellen.

Sie entfaltet eine interessante Doppelperspektive: Salomé de Gélieu sowie deren Schülerinnen, Luise von Mecklenburg-Strelitz und die Schwestern Therese und Friederike werden im Wechsel von Erzählung, Quellenauszügen sowie im zeitgeschichtlich gewichteten Kontext als

handelnde Personen erfahrbar. Claudia von Gélieu beherrscht die Narration als Darstellungsform ausgesprochen gut: Korrespondenz, Reiseberichte und Dokumente sowie bisher unveröffentlichte Objekte und Bilder aus dem Familienarchiv werden zum Sprechen gebracht und in geschlechterhistorischer Perspektive interpretiert. Das praktische Wirken als Erzieherin steht im Mittelpunkt, sozialgeschichtliche und politische Informationen erlauben die Einordnung in den Kontext oder ganz direkt in das dynastisch geprägte Familiengeschehen. Der theoretische Erziehungsdiskurs rückt dabei in den Hintergrund. Darüber hinaus leistet die Autorin eine kritische Lektüre älterer Luisenbiografien, denen sie ihre eigene Lesart der Quellen gegenüberstellt, immer im Hinblick auf das erzieherische Wirken von Salomé de Gélieu.

Welcher Motivation und welchen Voraussetzungen entsprang der von Salomé de Gélieu eingeschlagene und selbstbewusst gewählte Lebens- und Berufsweg? Sie wählte einen für das 18. Jahrhundert ungewöhnlichen Weg. Dass sie Anhängerin der Rousseau'schen Erziehungsideale war, passt in den Zeitkontext weiblicher Biografien. Aber mit der Gründung des ersten Mädchenpensionats in Neuenburg 1765 zusammen mit ihren Schwestern Marie-Elisabeth und Rose beschritt die aus einem Pfarrhaushalt stammende Salomé neue Wege. Von dort ging sie 1768 als Erzieherin nach England, in die berufliche Selbständigkeit und in die finanzielle Unabhängigkeit. Mit ihren Schwestern zusammen wurde sie damit zu einer der Wegbereiterinnen für diese weibliche Erziehungsinstitution in der Schweiz. Von 1785 bis 1793 wurde ihr in Darmstadt die Erziehung von Luise und deren Schwestern übertragen.

Über die Lehrpläne und Erziehungsmethoden geben einige im Staatsarchiv von Neuenburg liegende Hefte ab dem Jahr 1786 ausschnittshaft Einblick in die

von Salomé de Gélieu gesammelten Materialien zum Französisch- und Englischunterricht, zu Lektüreübungen und moralisch-religiösen Fragen. Diese konnten wiederum mit inzwischen verloren gegangenen Schulheften von Luise abgeglichen werden. Bei Salomé de Gélieus Auftrag stand weniger die Wissensvermittlung im Vordergrund, für die andere Lehrer hinzugezogen wurden, als vielmehr eine umfassende Erziehung in gesellschaftlicher und moralischer Hinsicht. Über die zum Beispiel von Albertine Necker-de Saussure circa 40 Jahre später geforderten Fächer für Mädchen, wie Mathematik, Geografie, Geschichte, alte Sprachen und Sport wird aus den Quellen für diese Zeit wenig ersichtlich. Aus den Briefen von Luise und deren Schwestern an die Gouvernante geht hervor, dass sie besonders eine enge Vertraute für die Mädchen war.

Der Ledigenstand und ihr Beruf waren von Salomé de Gélieu frei gewählt und dokumentieren eine Episode früher weiblicher Emanzipation. Bereits in Darmstadt und in den Jahren nach ihrer Rückkehr in die Schweiz ist sie bis ins hohe Alter als Vermittlerin für Gouvernanten rege tätig gewesen. Sie liess ihren Einfluss und ihre Reputation spielen und machte Neuenburg zu einem Zentrum für Gouvernanten, die in ganz Europa gesucht waren. Auch hier zeigt die Autorin ein Forschungsfeld auf, das bisher wenig beachtet ist: das Gouvernantentum im 19. Jahrhundert. Es stellte arbeitslos oder mittellos gewordenen Frauen eine Arbeit in Aussicht, häufig verliert sich jedoch die Spur dieser Frauen im Ausland. Mit der 1877 gegründeten «Union des Amis de la jeune Fille» entsteht in Neuenburg ein Zentralbüro, das diese Frauen berät und unterstützt.

So ist dieses Engagement von Salomé de Gélieu als zielbewusstes Handeln im Sinne eines Netzwerks für Frauen zu betrachten, dessen Aufbau sie massgeblich betrieben hat.

Im unweit von Neuenburg gelegenen Yverdon gab es die Pestalozzi-Schule, wo Rosette Niederer-Kasthofer seit 1813 die Geschäfte übernahm. Mit der Biografie über Salomé de Géliou und der neuesten Arbeit über die eine Generation später geborene Niederer-Kasthofer (Besprechung in *traverse* 2007/1) wäre zu wünschen, dass diese Forschungen einfließen in die allgemeine Geschichte des modernen Bildungswesens, und dass das schweizerische und europäische Mädchenschulwesen damit umfassender aufgearbeitet werden kann.

Für weitere historische Forschungen wünschen sich Leserin und Leser der schnelleren Übersicht halber ein separates Quellenverzeichnis oder Fussnoten, die hier in den laufenden Text eingearbeitet wurden.

Ein «Freud'scher Verschreiber» auf Seite 8 gleich zu Beginn des Buchs gibt gewissermassen den Ton an, wenn von «Emilie» statt von «Emile» die Rede ist. Tatsächlich wäre es zu wünschen gewesen, dass die «freie Entwicklung der Persönlichkeit» für Mädchen und Jungen gleichermassen gegolten hätte. Im 18. Jahrhundert wie heute.

Sabine Lorenz (Thoiry/Frankreich)

Stephan Schwarz
Ernst Freiherr von Weizsäcker
Beziehungen zur Schweiz
(1933–1945)
Ein Beitrag zur Geschichte
der Diplomatie

Peter Lang, Bern 2007, 706 p., Fr. 125.–

La thèse de Stephan Schwarz sur les relations entre Ernst von Weizsäcker et la Suisse comble un vide sur lequel l'historiographie s'était encore peu penchée. D. Bourgeois, auquel l'auteur se réfère, a évidemment ouvert la voie pour mieux

comprendre les relations germano-suisse des années 1930, mais le personnage de Weizsäcker y est un acteur parmi d'autres, un peu effacé dans les échanges multiples avec le Reich et surtout face à l'infiltration nazie en Suisse. Chez les historiens allemands aussi, Weizsäcker joue les personnages secondaires, tant comme ministre dans un pays peu important aux yeux des cadres nazis que, par la suite, comme bras droit de Ribbentrop. Certains ont pourtant déjà esquissé les traits de cet homme insaisissable: carriériste ou résistant au nazisme, lâche ou patriote cherchant, de l'intérieur, à éviter la catastrophe finale. La piste de R. Blasius – que l'auteur emprunte – est celle d'un Weizsäcker partisan d'un *Grossdeutschland* mais ennemi d'un *Grosser Krieg*. Elle ne résout pourtant pas le problème d'un haut fonctionnaire récalcitrant qui, jusqu'en 1943, parcourt les hautes sphères du pouvoir. En expliquant sa situation par le biais du «compromis» des conservateurs avec les nazis, on posséderait une clé pour comprendre que son refus de la SDN, son nationalisme, sa francophobie, son anti-parlementarisme sont autant d'éléments qui en font un pion essentiel: sous-estimant l'importance de Hitler, il porte en lui certaines des valeurs nazies et, par sa noble extraction et sa fonction diplomatique dans la République de Weimar, il est une vitrine respectable du régime, en témoigne le prestige qu'il connaît à Berne.

En confrontant Weizsäcker à la Suisse, S. Schwarz révèle néanmoins une problématique nouvelle en s'attachant à ses représentations du pays et à ses attentes – parfois ses exigences – de la neutralité. L'auteur est conscient de son propos asymétrique entre deux interlocuteurs inégaux et malaisés à circonscrire. Pour établir cette relation, il élargit la focale dans la première partie en dressant un panorama de la diplomatie allemande depuis 1918. Il explique ainsi le saut de 1933: Hitler

place à distance des centres de décision les diplomates suspectés de cachotteries et d'infidélité tout en les maintenant en poste pour garantir la continuité et créer une façade honorable. C'est le rôle que Weizsäcker doit désormais jouer en Suisse. Après de courts séjours à Bâle comme consul et à Genève comme délégué à la SDN, la première période est celle de la fonction de ministre à Berne. L'auteur apporte un éclairage croisé où le contexte suisse alimente des comptes rendus qui racontent eux-mêmes la réalité partielle de la Suisse sous la lorgnette d'un diplomate oscillant entre loyauté et prudence face à ses maîtres. Même si on a parfois l'impression que le personnage ressemble à une pile immobile de rapports diplomatiques, les lignes de forces qui constituent les relations germano-suisse apparaissent clairement: économiques, elles demeurent satisfaisantes tandis que politiques, elles se crispent sur la définition de la neutralité et la presse suisse, véritable obsession du baron. Il accuse la presse romande d'être la voix de la France et la presse alémanique celle d'une germanophobie croissante. On parcourt aussi quelques affaires – sans passer par le procès de Berne – entre les deux Etats qui sont autant de révélateurs de tensions: le rapt de B. Jacob, le meurtre de Gustloff. En filigrane apparaissent aussi les pressions entre les services allemands actifs en Suisse. Weizsäcker joue sur deux tableaux: représenter l'Etat et faire de la propagande pour le régime.

Une deuxième période s'ouvre par la nomination de Weizsäcker comme suppléant inoffensif de Ribbentrop avec, en prime, son entrée à la NSDAP et dans l'ordre des SS. L'auteur se concentre alors davantage sur les relations personnelles qui lui permettent d'acheminer ses recommandations à un Conseil fédéral coopératif. La rotation à l'ambassade suisse avec l'arrivée de Frölicher, comme les séjours de Rothmund à Berlin, sont d'excellentes

courroies de transmission; son attitude devient toujours plus intransigeante, surtout envers la presse suisse dont il veut monnayer le musellement contre une reconnaissance de la neutralité. Weizsäcker aborde peu la «question juive» dans ses rapports et a fortiori dans ses mémoires; l'auteur l'évade aussi, donnant quelque fois l'impression d'obéir exclusivement aux sources léguées par le diplomate.

Dès 1942, toujours avec le souci imperturbable de présenter l'Allemagne sous son meilleur jour, Weizsäcker reconside l'attractivité de la Suisse: elle est une source précieuse d'informations, une composante économique pour le Reich et représente l'espoir d'approcher les alliés pour une paix négociée. Sur cette note, il achève sa carrière au Vatican en 1945. Le procès de la Wilhelmstrasse où il comparait est important pour comprendre l'ensemble de cette étude. On réalise la densité de ses contacts, établis souvent dans les milieux conservateurs, qu'il réactive lors du procès: Carl J. Burckhardt qui truque ses propres mémoires pour défendre son ami mais aussi Karl Barth qui le considère comme un catholique résistant. Dans la presse alémanique, un compromis issu d'une mémoire recomposée semble également se dessiner autour de sa personnalité.

Du haut de ses 640 pages, le sujet a été traité de manière systématique. On aurait aimé parfois une analyse – peut-être moins prudente – des points de jonction intellectuelle entre conservateurs helvétiques et allemands ainsi qu'une prise en compte plus globale des expériences de Weizsäcker. Mais le résultat convainc par sa documentation abondante et un questionnement méthodologique original sur la manière d'appréhender l'action d'un diplomate par rapport aux tâches qui lui sont demandées.

Matthieu Gilabert (Fribourg)

**Roger Sidler
Arnold Künzli
Kalter Krieg und
«geistige Landesverteidigung»
– eine Fallstudie**

Chronos, Zürich 2006, 591 S., Fr. 78.–

Die Biografie ist als Darstellungsform der kulturalistischen Geschichtsschreibung wieder im Kommen. Roger Sidler hat sich mit seiner Luzerner Dissertation dieser Herausforderung gleich in doppelter Weise gestellt: mit der Biografie Arnold Künzlis legt er nicht nur die Lebensbeschreibung eines immer noch intervenierenden Publizisten und Philosophen vor, sondern präsentiert dessen intellektuelle Biografie unter dem Blickwinkel einer *longue durée* der «Wirkungsgeschichte» der schweizerischen «geistigen Landesverteidigung».

Die Faszination durch das enthusiastische Engagement des in Zürich studierenden Künzli für verschiedene Organisationen und Medien der «geistigen Landesverteidigung» und dessen Selbstfindung im Widerstreit gegen die neue «geistige Landesverteidigung» in den 1950er-Jahren, bewog Sidler, Künzlis intellektuelle Biografie als Auseinandersetzung mit den «nationalen Deutungsmustern» der Schweiz zu konzipieren.

Unter Aufbietung einer ganzen Palette von geisteswissenschaftlichen Interpretations- und Analyseansätzen (Wirkungsgeschichte, objektive Hermeneutik, Diskursanalyse, Idealtypenbildung, dichte Beschreibung usw.) rekonstruiert Sidler Künzlis intellektuelle Biografie in vier Abschnitten, die sich im grossen ganzen mit dessen Karrierephasen decken:

1. Bereits als Gymnasiast und Student kommt Künzlis lebenslanges Suchen nach «Gemeinschaft» zum Ausdruck: zu allererst bei den Pfadfindern, dann im Enthusiasmus für und gegen das faschistisch inspirierte Nationaltheater Max Liehburgs sowie im aufopfernden Einsatz als Partei-

gänger des «Gotthard-Bundes». Sodann in der Suche nach Orientierung im Freundeskreis Hermann Levin Goldschmidts und in der Tiefenpsychologie Jungs, welche auch seine Dissertation wesentlich beeinflussen. Eine feste und stetige Wende bringt erst die Beziehung zu Anna Schiavetti (später Magnani), deren Familie ihn auf den demokratischen Liberalsozialismus bringt und zum Linksinтеллектуellen machen wird.

2. Nach dem Studium wird Künzli Auslandskorrespondent in Rom, London und Bonn, um 1956 als «Reporter für Nonkonformes» an die *National-Zeitung* zurückzukehren. Mit diesem Auftrag wird Künzli in der hohen Zeit des Kalten Kriegs einer der führenden «Nonkonformen». Mit Erstaunen liest man, dass es in dieser von Kommunismusangst erfüllten Zeit eine derartige Rolle gab, die mit Arnold Künzli brilliant besetzt werden konnte. Es ist das Verdienst der Dissertation von Roger Sidler, die vergessenen Geschichten um die Chevallier-Initiativen oder das kurze Leben der Jugendzeitschrift *Clou* wieder in die Erinnerung geholt zu haben. Weniger gern erinnert sich Arnold Künzli an diese Zeit als Star unter den Nonkonformisten, war die Bezeichnung zeitgenössisch doch klar abwertend gemeint und das Etikett lebenslang nicht mehr wegzubringen.

3. Der dritte Lebensabschnitt behandelt Künzlis Einstieg in die Wissenschaft und seine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem demokratischen Sozialismus. Die akademische Karriere begann mit einem Nationalfondsstipendium, welches erlaubte, den schwieriger gewordenen Journalismus nur noch halbtags zu betreiben und eine Habilitationsschrift zur Psychografie von Karl Marx abzuschliessen. Nach einem kurzen Abstecher nach Berlin wurde Künzli 1966 Assistent und 1971 ausserordentlicher Professor für politische Philosophie. Er wurde «der» linke Professor an der Universität Basel. Dieser Ruf

und seine gute Kenntnis des jugoslawischen Selbstverwaltungssozialismus trug ihm 1977 als Nichtparteimitglied die Berufung in eine Kommission zur Revision des SP-Parteiprogramms ein, welche nicht aus altgedienten Parteistrategen zusammengesetzt wurde, sondern aus Schriftstellern und Professoren. Die von Künzli stark gestützte «Mitbestimmungsidee» scheiterte und mit ihr die Programmrevision wie auch sein Engagement für die SP.

4. Der vierte und letzte Teil der Lebensdarstellung behandelt Künzlis Engagement im Rahmen der Jugendbewegung der 1980er-Jahre, seine letzten sieben Jahre als Ordinarius für politische Philosophie sowie seine politische Publizistik im Umfeld der strategischen Wende zum globalen Kapitalismus. Befreit von der ungeliebten akademischen Lehre, engagierte sich Künzli intensiv in den Bewegungen der 1980er-Jahre, unter anderem in der GSoA und den neuen linken Publikationen wie *Widerspruch*, *WochenZeitung* und *Einspruch*. Mit dem Ende der Real- und Reformkommunismen in den 1990er-Jahren sah Künzli, der an der Vergesellschaftung der Produktionsmittel festhielt, sein utopisches Denken im Wesentlichen gescheitert. In seinem Spätwerk widmete er sich der Hiobs- und Sisyphusproblematik; mit der «Helvetia filzokratia» mochte er sich nicht mehr beschäftigen.

Diesen vier Abschnitten der intellektuellen Biografie werden vier Zwischenbetrachtungen nachgeschoben, welche die zur Verfügung stehende Literatur zum Selbstbild der Schweiz beziehungsweise der in eins gesetzten «geistigen Landesverteidigung» wenig verdichtet zusammenfassen. Sie sind nur sehr eingeschränkt hilfreich, um die Entwicklung des politischen Denkens Arnold Künzlis zu begreifen. Dies liegt nicht nur an der fehlenden Verdichtung und Herstellung der Bezüge, sondern an der disparaten (Positionen Hans-Ulrich Jost und Kurt Imhof)

und über weite Strecken fehlenden Erforschung der Konstruktion und Pragmatik der schweizerischen Selbstdeutung und deren Umsetzung in Aktionen der «geistigen Landesverteidigung».

Sidlers Versuch, eine moderne Biografie jenseits einer historistischen Erklärung der Einmaligkeit und einer werkimmanenten Erklärung des Denkens der beschriebenen Person zu verfassen, ist höchst verdienstvoll. Die Genese des Denkens Arnold Künzlis in Referenz zur schweizerischen «geistigen Landesverteidigung» zu entwickeln erscheint nur halbwegs gelungen. Wer sich jedoch über Künzlis Wirken ins Bild setzen will, kommt vollständig auf die Rechnung, muss sich dann allerdings durch ein 500 Seiten starkes Buch kämpfen, welches streckenweise zügig und dicht geschrieben ist, streckenweise aber zu detailliert und umständlich die schweizergeschichtliche Literatur referiert.

Rudolf Jaun (Zürich)

Joëlle Kuntz **L'histoire suisse Joëlle Kuntz** **en un clin d'œil**

Editions Zoé, Carouge 2006, 186 S., Fr. 25.–

In seinem Blog wirft der Publizist Jacques Pilet einer bekannten Westschweizer Historikerin vor, ihr Schreibstil sei «schwerfällig und jargonhaft», und er behauptet: «Si l'expression était plus élégante, ses confrères académiques l'apprécieraient moins.» Stellen kritische Geschichtsschreibung und leichte Lesbarkeit notwendigerweise einen Widerspruch dar? Diese Frage ist kürzlich auch an den ersten Schweizerischen Geschichtstagen diskutiert worden, ohne eindeutiges Ergebnis. Dass derzeit aber tatsächlich ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Popularisierung geschichtswissenschaftlicher Inhalte besteht – ja sogar

ein eigentlicher «Durst nach Schweizer Geschichte» (Xavier Pellegrini) –, beweist unter anderem der Erfolg des hier anzudeutenden Buchs der *Le Temps*-Journalistin Joëlle Kuntz: Ihre reich illustrierte Schweizer Geschichte im Taschenbuchformat ging seit Dezember 2006 mehr als 20'000 Mal über den Ladentisch. Offenbar zeigte kein Deutschschweizer Verlag Interesse an einer Übersetzung, weshalb die deutschsprachige Ausgabe nun ebenfalls bei Editions Zoé in Carouge erscheinen wird (voraussichtlich im Frühjahr 2008).

Das vorliegende Buch wagt insofern einen Gegenpunkt zur Rede von der Krise der «grossen Erzählungen» zu setzen, als es bewusst zu einer Gesamtdeutung der Schweizer Geschichte mit sinnstiftendem und von der Gegenwart ausgehendem Anspruch ansetzt: «Expliquer un pays nécessite de travailler à l'envers: partir du résultat [...] et remonter dans l'échelle du temps [...]» (11) Nicht, «la Suisse n'existait pas», sollte bewiesen werden, wie Jean-François Bergier in seinem Vorwort anmerkt, sondern vielmehr die Klischees und Mythen als Teil und Ausdruck der Geschichte verstanden und bis zu einem gewissen Grad legitimiert werden. (8 f.) Formal hat das Buch essayistischen Charakter, was dadurch unterstrichen wird, dass es weder über einen Anmerkungsapparat noch über ein Register verfügt. Es besteht aus zwei klar getrennten Teilen: einem gesamtschweizerischen und einem zweiten Teil, der die Geschichte der Städte Genf, Zürich, Bern, Basel, Freiburg, Neuenburg und Lausanne vertieft betrachtet.

Der allgemeine Teil gliedert sich in eine Einleitung, in ein mit 57 Seiten den Hauptteil ausmachendes Kapitel «Un peu d'histoire» und in ein zwölfseitiges Kapitel «Un peu d'économie». Die Autorin stellt, ausgehend von der «économie politique des passages des Alpes», die These auf, dass die Suche nach optimalen Bedingungen zur Sicherung der Handelsfreiheit eine

Grundkonstante der Schweizer Geschichte sei. (21) Etwas unvermittelt springt die Autorin ins beginnende 16. Jahrhundert, zur verlorenen Schlacht von Marignano: Die Niederlage gegen das aufstrebende Frankreich interpretiert sie, in Übereinstimmung mit dem traditionellen Geschichtsbild, als Ausgangspunkt der Neutralität. Den Rückzug aus der Eroberungspolitik bezeichnet sie als «choix de civilisation». (25 f.) Während die antihabsburgischen Ursprünge der Eidgenossenschaft nur *en passant* erwähnt werden, unterstreicht die Autorin die Schutzmachtrolle Frankreichs wiederholt: «Il n'est [...] pas exagéré de dire que la France a «inventé» la Suisse depuis le XVI^e siècle.» (42) Zuspitzung oder bewusste Provokation? Einen zentralen Stellenwert nimmt ferner die Beschäftigung mit der Reformation ein: Hier wird der Einfluss des Humanismus auf Zwingli ausführlich gewürdigt, kaum aber der für die Unterschiede zur deutschen Entwicklung zentrale Gegensatz zu Luther.

Der Buchtitel spielt nicht nur auf den überblicksartigen Charakter der Darstellung an, sondern auch auf deren visuelle Dimension: Die rund 60, grösstenteils farbigen Abbildungen in hoher Druckqualität sind ein auffälliger und integraler Bestandteil von Kuntz' Buch und mitunter ein Grund für dessen Erfolg. Gattungsmässig überwiegen Malerei, Zeichnung und Druckgrafik, Fotografien hingegen gibt es kaum. Zwei Gemälde von Alexandre Calame ganz am Anfang und ganz am Ende füllen je eine Doppelseite und rahmen das Buch gewissermassen ein, was die roman-tische Sicht der Schweiz privilegiert, obwohl auch das Mittelalter, die Renaissance, die Klassik und das 19. Jahrhundert gut vertreten sind. Leider nehmen die Abbildungen inhaltlich nur selten Bezug auf den jeweiligen Textabschnitt und sind in der Regel nur spärlich beschriftet. Gerade die diesbezüglich positiven Ausnahmen («Wilhelm Tell»: 15 f., 61–64; «Der wunderbare

Fischzug»: 34 f.) verdeutlichen, welches Erkenntnispotenzial darin liegt, wenn Text und Bild miteinander korrespondieren und den Abbildungen eine Funktion zukommt, die über das rein Illustrative hinausgeht.

Kuntz, welche die ersten 14 Jahre ihres Lebens in Frankreich verbracht hatte, dachte beim Schreiben in erster Linie an ausländische, vorab französische Leserinnen und Leser (zuerst erschien das Buch allerdings in russischer Übersetzung). Dies mag erklären, weshalb sie dem Verhältnis zu Frankreich ein – im Vergleich zu den anderen Nachbarstaaten – übermässiges Gewicht einräumt. Auffällig ist das Auslassen nicht nur der ländlichen Kantone (insbesondere Wallis, Graubünden, Tessin, Fürstbistum Basel / Jura), sondern des ländlichen Raums insgesamt: Fast scheint es so, als habe die Schweiz einzig aus Städten – Stadtstaaten ohne Hinterland – bestanden, obwohl bei der «Entdeckung» der Schweiz im 19. Jahrhundert doch gerade die Landschaft eine entscheidende Rolle spielte. Ob die Städte im Gegensatz zwischen Stadt und Land wirklich als Sieger hervorgingen, (89) ist überdies fraglich. Kuntz schreibt also eine stark städtezentrierte Geschichte, aus Genfer Sicht.

Wirtschaftsgeschichtlich zeichnet die Autorin eine lange Traditionslinie von den frühkapitalistischen Händlern, Soldatendienstunternemern und Privatbankiers zu den heutigen transnationalen Konzernen und Grossbanken. Eine solche Darstellung unterschätzt freilich den Bruch, den das «lange 19. Jahrhundert» mit der industriellen Revolution mit sich brachte. Zwar würdigt die Autorin das «System Escher» ausführlich (119–121), nicht aber

dessen Sturz; deshalb fehlt bei ihr die demokratische Bewegung – und damit der Ursprung der halbdirekten Demokratie als eines der wichtigsten Merkmale des schweizerischen politischen Systems.

Die eingangs erwähnte akademische Skepsis gegenüber der Popularisierung von Geschichte geht vermutlich auf die Abgrenzung gegenüber der klassischen, identitätsstiftenden Nationalgeschichtsschreibung zurück. Hat Joëlle Kuntz – etwas verkürzt gefragt – eine Schweizergeschichte, eine Schweizer Geschichte oder eine europäische Geschichte der Schweiz geschrieben? «Compromis, coalition, entente, médiation, équilibre sont les mots-clés de la Suisse traditionnelle. Avec indépendance, résistance et neutralité, ils forment une philosophie nationale qui est aussi une psychologie: cette délicate horloge à complications ne se laisse pas mettre dans n'importe quelles mains, elle craint bien trop la casse.» (14) Von ihrer Herangehensweise her kombiniert Kuntz die Geschichte der Schweiz in Europa mit einer Reihe von weitgehend voneinander unabhängigen Städtegeschichten. Mit dieser einerseits lokalen, andererseits europäischen Sicht auf die Schweiz ist es ihr – wie der überraschende Erfolg ihres Buchs belegt – ganz offensichtlich gelungen, geschichtlich fundierte Orientierung in den gegenwärtigen Debatten um die Rolle der Schweiz in Europa und in der Welt anzubieten. Damit erinnert sie einmal mehr an die sinnstiftende Funktion von Geschichte.

*Adrian Zimmermann (Lausanne),
David Zimmer (Freiburg i. Ü.)*